Erscheint
wöchentlich einmal
in
Zürich (Schweiz)

Verlag
A. Herter, Hottingen-Zürich
Kasinostraße 3.

Postsendungen
franco gegen franco.
Gewöhnliche Briefe
nach der Schweiz kosten
Doppelporto.

Der Sozialdemokrat

Zentral-Organ der deutschen Sozialdemokratie

Abonnements
werden nur beim Verlag und dessen bekannten Agenten entgegengenommen und zwar zum voraus zahlbaren Vierteljahrspreis von: Fr. 2.— für die Schweiz (Kreuzband) Mk. 3.— für Deutschland (Couvert M. 3. 70 für Oesterreich (Couvert Fr. 2.50 für alle übrigen Länder des Weltpostvereins (Kreuzband).

Inserate
Die dreigespaltene Petitzeile
25 Cts. — 20 Pfg.

№ 49. Donnerstag, 1. Dezember. 1881.

Avis an die Korrespondenten und Abonnenten des „Sozialdemokrat".

Da der „Sozialdemokrat" sowohl in Deutschland als auch in Oesterreich verboten ist, bezw. verfolgt wird, und die dortigen Behörden sich alle Mühe geben, unsere Verbindungen nach jenen Ländern möglichst zu erschweren, resp. Briefe von dort an uns und unsere Zeitungs- und sonstigen Sendungen nach dort abzufangen, so ist die äußerste Vorsicht im Postverkehr nothwendig und darf keine Vorsichtsmaßregel versäumt werden, die Briefmarder über den wahren Absender und Empfänger, sowie den Inhalt der Sendungen zu täuschen, und letztere dadurch zu schützen. Hauptforderniß ist hiezu einerseits, daß unsere Freunde so selten als möglich an den „Sozialdemokrat", resp. dessen Verlag selbst adressiren, sondern sich möglichst an irgend eine unverdächtige Adresse außerhalb Deutschlands und Oesterreichs wenden, welche sich dann mit uns in Verbindung setzt; anderseits aber, daß auch uns möglichst unverfängliche Zustellungsadressen mitgetheilt werden. In zweifelhaften Fällen empfiehlt sich behufs größerer Sicherheit Rekommandirung. Soviel an uns liegt, werden wir gewiß weder Mühe noch Kosten scheuen, um trotz aller entgegenstehenden Schwierigkeiten den „Sozialdemokrat" unsern Abonnenten möglichst regelmäßig zu liefern.

Manchesterthum, Sozialdemokratie und „soziale Reform".

Zur Zeit als Ferdinand Lassalle die Arbeiter selbständig zu organisiren unternahm, beherrschte die sogenannte Manchesterlehre die öffentliche Meinung in Deutschland. In der Presse und auf den Kathedern wurde fast einstimmig der Grundsatz verfochten, daß die Einmischung des Staates in die wirthschaftlichen Angelegenheiten nur von Uebel sei, die Industrie nothwendigerweise in falsche Bahnen lenken müsse, unhaltbare Verhältnisse schaffe. Was und wer lebensfähig ist, werde sich auch ohne die Hülfe des Staates vorwärts entwickeln, der Lebensunfähige aber verdiene unterzugehen.

Gegen diese ganz unwissenschaftliche Auffassung wandte sich Lassalle mit äußerster Energie, ganz naturgemäß richteten sich seine Hauptangriffe gegen die Manchesterschule, gegen die Lehre des laisser faire, laisser passer (Gehen- und Geschehenlassen). Die liberalen Wortführer wußten sich damals nicht anders zu helfen, als mit der albernen Phrase Bastiats: Jedes Abweichen von der Manchestertheorie, jede wirthschaftliche Staatshilfe ist Sozialismus oder gar Kommunismus, und diese Fälschung zog damals noch so sehr, bürgerte sich trotz der energischen Proteste Lassalles derart ein, daß sogar — allerdings nach Lassalle's Tode — sozialistische Agitatoren sie als wahr hinnahmen und Sozialismus und Staatshilfe als identisch betrachteten.

Alle einsichtigen weitersehenden Sozialisten bekämpften diese Ansicht schon damals, obwohl sie, so lange die Manchesterleute tonangebend waren, wenig gefährlich schien. Nachdem aber durch die unermüdliche Agitation der Sozialdemokratie die deutsche Arbeiterbewegung an Kraft und Energie täglich zugenommen hatte, nachdem andererseits die dem Krach von 1873 sich anschließende industrielle Krisis, wie Marx sarkastisch vorhergesagt, „durch die Allseitigkeit ihres Schauplatzes, wie die Intensivität ihrer Wirkung, selbst den Glückspilzen des neuen heiligen preußisch-deutschen Reichs Dialektik eingepaukt" hatte, als jedes alte Weib anfing, auf die Manchestertheorie loszuschimpfen, da zeigte es sich bis zur Evidenz, daß die Sache doch ihren Haken habe. Die so billige Phrase von den „berechtigten" Bestrebungen der Arbeiter, die nämlich jedem Ausbeuter erlaubt, gerade das für berechtigt zu erklären, was ihn am wenigsten genirt, das von allen Seiten erhobene Geschrei „nach sozialen Reformen", unter denen ein Jeder das verstehen konnte und verstand, was seinen Interessen förderlich war, hätte in Arbeiterkreisen unendlich viel Unheil anrichten können, wenn nicht die deutschen Sozialisten, gestützt auf ihre großen Theoretiker, jeder Verschwommenheit mit Energie entgegengetreten wären. Und darin, nicht in ihren sogenannten Ausschreitungen, beruhte die „Gemeingefährlichkeit der deutschen Sozialdemokratie". Was wurde und was wird nicht alles als „soziale Reform" ausgeschrien! Jede kapitalistische Interessenkoalition, die sich auf Kosten der Gesammtheit bereichern will, stellt ihre Forderungen im Interesse der sozialen Wohlfahrt der Nation und erhebt ein großes Geschrei gegen das unsittliche Manchesterthum, welches so undeutsch ist, den deutschen Kapitalisten X. Y. und Z. nicht die Taschen auf Kosten der Gesammtheit füllen zu helfen. Das Geschrei gegen das Manchesterthum genügt, den infamsten Betrug am Volke zu rechtfertigen. Noch im Jahre 1877 trug die Sonntagsnummer der „Deutschen Landeszeitung", des Hauptorgans der Agrarier, folgenden Spottvers auf die Schutzzöllner am Kopfe:

Gold bringt der Hand keinen Schmutz,
Wir schwärmen für Zollschutz;
Er füllt uns die Kassen
Auf Kosten der Massen.

Heute füllen Kraut- und Schlotjunker in holder Eintracht ihre Kassen auf Kosten der Massen — und nennen sich „Steuer- und Wirthschaftsreformer". Ihre Agenten und Unteragenten aber, welche den Auftrag haben, dem Volk einige Knochen hinzuhalten, damit es seine wirklichen Interessen vergißt und nicht merkt, wer ihm das Fell über die Ohren zieht, nennen sich — gestützt auf die obige Fälschung der Manchesterleute — je nach ihrem Publikum christliche oder Staatssozialisten. Das Wort Sozialismus wird in schamlosester Weise prostituirt als Aushängeschild für den gemeinsten Raub am Volke. Gerade in diesem Augenblick wird von jener Seite eine Massenpetition in Szene gesetzt, in der wörtlich gefordert wird:

„Die Grundsteuer, Gebäudesteuer und die Gewerbesteuer nach Maßgabe der anderweitig flüssig werdenden Staatsmittel ganz zu beseitigen, die schwer drückenden Schul- und Armenlasten der Gemeinden zu erleichtern und eine gerechte, auf Selbsteinschätzung beruhende Einkommensteuer mit stärkerer Heranziehung des fundirten Einkommens, sowie Vermehrung der indirekten Steuern nebst Entlastung der Gemeinden einzuführen."

Die christlich-germanischen Ehrenmänner, welche so pathetisch gegen die jüdischen Geschäftspraktiken zu Felde ziehen, haben in dieser Petition mit einer Gewandheit, um welche sie ganz Israel beneiden kann, operirt. Was ist populärer und gerechtfertigter als die Abschaffung der Gewerbesteuer? Was klingt schöner als die Forderung einer „gerechten" Einkommensteuer? (Das Wort progressiv hat man wohlweislich fortgelassen, gerecht klingt schön genug, und man kann sich ja alles mögliche darunter denken). Was klingt verlockender als die Entlastung und Erleichterung der Gemeinden? Dagegen fallen die indirekten Steuern ja gar nicht ins Gewicht, die zahlt man ja, „ohne daß man es merkt." Dann können ja auch die Grund- und Gebäudesteuern wegfallen, warum soll auch der Grundbesitz besteuert sein, der Grundbesitzer zahlt ja ohnehin Einkommensteuer!

Daß aber die Grundsteuer in Wahrheit nur dem Namen nach eine Steuer ist, daß sie vielmehr nichts anderes ist als eine auf dem Grundbesitz ruhende Realverpflichtung, für welche die meisten Grundbesitzer seiner Zeit in baarem Gelde entschädigt worden sind, daß also ihre Aufhebung weiter nichts bedeutet, als ein Geldgeschenk an die Großgrundbesitzer auf Kosten der Gesammtheit, das wird dem Volke wohlweislich verschwiegen. Und diesen Schwindel nennt man christliche Sozialreform!

So stehen die Dinge aber fast überall, wo die Herren Antimanchestermänner die Hand im Spiele haben. Es wird dem Volke ein verschwindender, oft nur illusorischer Vortheil geboten, wohingegen man seiner Zustimmung zu den großen Rupfereien und Gaunereien verlangt. In Nr. 47 des „Sozialdemokrat" ist unter „lehrreiche Zahlen" ein Beispiel aufgeführt worden, was die Arbeiter bei der „großen Wirthschaftsreform" profitirt haben. Die Ausbeutung ist größer geworden, das ist der ganze Gewinn.

Unter diesen Umständen ist es geradezu unbegreiflich, daß es noch immer Sozialisten gibt, die da meinen, wir müßten unsere Angriffe ausschließlich auf das Manchesterthum richten und jede Gelegenheit benutzen, diesem einen Streich zu versetzen. Kein Zweifel, die Manchesterlehre ist der gerade Gegensatz des sozialistischen Prinzips, wo aber finden wir sie noch in ihrer Reinheit? Nirgends. Selbst in der erzmanchesterlichen Fortschrittspartei befinden sich zahlreiche Ketzer. Theoretisch ist das Manchesterthum längst überwunden, praktisch hat es in keinem Lande ausschließlich geherrscht, es hat nur seine allgemeine Tendenz durchzusetzen vermocht. Wohl müssen wir es heute noch, wo es uns entgegengehalten wird, bekämpfen, unser größter Feind aber steckt ganz wo anders.

Unser größter Feind, das ist die Verschwommenheit und Unklarheit, die von obenher geflissentlich im Volke verbreitet wird. Die Grundsatzlosigkeit, mit der heute dieses und morgen jenes „probirt" wird, das Leben und Wirken von der Hand in den Mund, mit einem Wort das Spielen mit allerhand „sozialen Reformen."

Es gehört die ganze Verlogenheit eines Nichtswissers à la Stöcker dazu, der deutschen Sozialdemokratie unterzuschieben, sie sei grundsätzlich gegen soziale Reformen. Die Geschichte der Partei beweist das Gegentheil. Ohne uns über den Reformweg Illusionen hinzugeben — und wir thaten recht daran, keine Illusionen aufkommen zu lassen — haben wir doch stets allen Reformen zugestimmt, die wirklich welche waren. Daß es selten vorkam, ist nicht unsere Schuld; an Vorschlägen unsererseits hat es nicht gefehlt, wohl aber an dem guten Willen der Machthaber in Deutschland. Und wenn Bismarck heute die Parole ausgibt, erst müssen seine sozialen Reformen durchgeführt sein, ehe das Sozialistengesetz aufgehoben werden könne, so zeigt er damit nichts als die Schwäche derselben: sie können die sozialistische Kritik nicht vertragen.

Immer wieder muß es betont werden, so unangenehm es auch allen sozialen Quacksalbern klingen mag: die Kritik ist die schärfste Waffe der Sozialdemokratie. Wie sehr man sie fürchtet, zeigt der vorgeschlagene Pakt vom 10. November. Das Sozialistengesetz sollte unsere Kritik unterdrücken, so lange es das nicht vermag, verfehlt es seinen Zweck. Welche Unverschämtheit auf der einen und welche Verbohrtheit auf der anderen Seite, uns einen Verzicht auf die selbständige Prüfung aller uns vorgelegten Projekte zuzumuthen!

Die Worte „Staatshilfe", „soziale Reform", „Bekämpfung des Manchesterthums" ꝛc. sind nichts als Etiketts, welche man auf jeden Schund kleben kann. Wir dürfen uns durch sie nicht beirren lassen. Es ist nicht unsere Aufgabe, der heutigen Ausbeutergesellschaft das Dasein zu verlängern, ihr die Ausbeutung zu erleichtern. Unsere Pflicht ist es vielmehr, die Interessen der Arbeiter allüberall wahrzunehmen, die Ausbeutung zu beschränken, wo wir nur können, die Arbeiter kampf- und widerstandsfähig zu erhalten. Deshalb haben wir uns nicht in Zukunftsträumen zu ergehen, sondern die Gegenwart und den Gang der Entwicklung zu studiren.

Nur so sind wir im Stande, wirkliche Reformen von Schwindelreformen und Reformschwindel zu unterscheiden.

Es gibt in unsern Reihen Elemente, die da stets meinen, es müsse „unbedingt Etwas geschehen", und in diesem ihrem Thatendrang lassen sie sich nur zu oft für allerhand Projekte einnehmen, ohne sie eigentlich genau besehen zu haben. Gewiß soll stets etwas geschehen, wir sollen nicht ablassen, zu agitiren und unsere Ideen zu propagiren, und wo es uns möglich ist, auch eingreifen in den Gang der Ereignisse. Ehe wir aber für ein Projekt eintreten, oder uns für dasselbe erklären, da sollen wir es sorgfältig prüfen und nie dabei vergessen, daß, was antimanchesterlich ist, deshalb noch lange nicht sozialistisch ist, und daß gar Vieles heute als soziale Reform ausgeschrien wird, was in Wahrheit nichts anderes ist als Mittel zur bequemeren Ausbeutung und Knechtung des Volkes.

Leo.

Briefe aus Oesterreich.

Wien, den 27. November.

Ich habe Ihnen über Wereschtschagin's Bilder und den überwältigenden Eindruck, den sie machten, berichtet. Daß dieser allein schon in den „hohen" und „höchsten" Regionen „peinlich" berührte, läßt sich denken. Das nonchalante Benehmen des „verkappten Nihilisten" gegenüber seiner „Majestät", den er wie einen gewöhnlichen Menschen behandelte, schlug dem Fasse vollends den Boden aus.

Der Eindruck, den die unbequemen Bilder hervorgerufen, mußte durch eine Gegendemonstration paralysirt werden, und dazu war kein Schauplatz geeigneter, als der des „wissenschaftlichen Klubs", dem Rendezvous sämmtlicher kastrirter „Intelligenzen" Wiens. In diesem Klub der schwarzgelben „Wissenschaft" hielt gestern ein Freiherr von Mundy einen Vortrag über den „modernen Krieg in Wort, Bild und in der Wirklichkeit", welcher jedoch nur die Einleitung zu einer Auseinandersetzung der „Prinzipien der Kunst in der bildlichen Darstellung des Krieges" war. Herrn Canon war diese Aufgabe zugefallen. Derselbe ist ein tüchtiger Maler, d. h. er hat einen gut entwickelten Farben- und Formensinn, dabei aber einen großen Mangel an Geist, einen gänzlichen an Idealismus und Charakter. Er ist ein verkommenes Subjekt, welcher trotz der horrenden Preise, die er für seine Bilder erzielt, stets in Schulden steckt, die dann von Zeit zu Zeit von „hohen und höchsten Herrschaften" beglichen werden. Sonst stattet der „Künstler" seinen Dank für diese „Förderung der Kunst" dadurch ab, daß er sich von den Betreffenden als Hofnarr verwenden läßt. Diesmal that er es durch seinen Vortrag im wissenschaftlichen Klub.

Das war der richtige Mann, die Aufgaben der Kunst ins richtige Licht zu setzen. Als Hofnarr ging er natürlich von dem Satze aus: Ernst ist das Leben, heiter die Kunst, den er sich dann ungenirt zurechtstutzte. „Zweck der Darstellung der Kunst ist das Schöne und — die Tugend!"

Als Canon, der Nebenbuhler Makart's, diese Worte sprach, lief ein Augurenlächeln durch den ganzen Saal.

„Von den Tugenden", fuhr der tugendhafte Canon fort, „ist der männliche Muth eine der schönsten." Beifallsgemurmel: Herr Canon hatte nämlich einst in Dornbach, begeistert vom „höchsten Heurigen", drei Bauernknechte höchst eigenhändig durchgeprügelt.

„Deßhalb", meinte Canon weiter, „soll der Künstler den Helden als Sieger, nicht als Schlachtopfer malen." Natürlich, denn im ersteren Falle bekommt man Orden und Aufträge, hohe Herrschaften zu porträtiren.

„Wir haben so viel Schönes in der Kunst darzustellen", ließ sich Ehren-Canon weiter vernehmen, — z. B. die Porträts von Rudolph und Gisela — „daß der Maler einfach das nicht darstellen soll, was die Gutgesinnten und Gutherzigen abstößt" — und „der Künstler hat das darzustellen, was das Elend vergessen macht", d. h. er hat die Schäden unserer Zeit nicht aufzudecken, sondern zu übersirnissen, die Kunst soll sich gleich der Wissenschaft prostituiren, um den herrschenden Klassen zu Gefallen uns das Bestehende als schön und gut vorzulügen.

Dies der Inhalt des Vortrags des Vertreters der prostituirten Kunst, der von den Vertretern der prostituirten Wissenschaft mit stürmischem Applaus gelohnt wurde.

Dem Spießbürgerthum mag dieser Applaus imponiren, uns hat er die Bedeutung Wereschtschagins und die aufreizende, ja revolutionäre Bedeutsamkeit seiner Bilder vollends klar gemacht.[1])

Während Herr Canon am 25. die Tugend im „wissenschaftlichen Klub" rettete, wurde dieselbe am 23. im Abgeordnetenhaus von den „Liberalen" gerettet. Es handelte sich um die „Länderbank", diese Gründung der „Union générale" in Paris, welche namentlich von dem Gelde der aus Frankreich vertriebenen Jesuiten gestützt, den Zweck hat, den „liberalen" Einfluß der Gruppe Rothschild zu Gunsten des „katholischen" Einflusses der Gruppe Bontoux zu paralysiren. Die Finanzkönige sind es bekanntlich, die heute regieren, das Ministerium Taaffe kann sich also nur halten, so lange die Länderbank prosperirt. Die Herrschaft des Ministeriums Taaffe bedeutet aber Ausbeutung des Volkes durch die feudal-klerikale Koalition. Nicht die Börsenbarone und Schlotjunker, sondern die feudalen Aristokraten, namentlich die polnischen sind es, die heute, geführt von ihrem Finanzminister Dunajewski, die fettesten Gründerbrocken erhaschen. Darob natürlich sittliche Entrüstung im liberalen Lager, die ihren Höhepunkt erreichte, als das „reaktionäre" Ministerium im Interesse der revolutionären Konzentration des Kapitals einen allzuoffenherzigen Koup zu Gunsten der Länderbank ausführte.

Im Jahre 1872 hatte nämlich das damalige Ministerium Auersperg ein Regulativ erlassen, nach welchem keiner Aktiengesellschaft die Ausgabe neuer Aktien bewilligt werden sollte, bevor die alten voll eingezahlt seien. Am 19. September d. J. beschloß aber trotzdem eine außerordentliche Generalversammlung der Länderbank, das Aktienkapital von 40 auf 80

[1]) Soeben erfahre ich, daß Wereschtschagin die Panslavisten, die ihm zu Ehren in Wien einen Kommers veranstaltet hatten, gründlich abblitzen ließ. In einem Telegramm von Paris entschuldigt er seine Abwesenheit und schloß: Wirken wir mit unsern ganzen Kräften für die Entwickelung der Menschheit." Vom Slaventhum kein Wort.

Millionen durch Ausgabe von 200,000 neuen Aktien vor Volleinzahlung der alten zu erhöhen, nachdem bereits zwei Wochen vor dieser Generalversammlung die Pariser „Correspondance Bleue“ gemeldet hatte, daß die österreichische Regierung einem solchen Beschlusse nichts in den Weg legen werde. Das Ministerium hat aber diesem Beschlusse nicht nur nichts in den Weg gelegt, sondern ihn schon zwölf Stunden hinterher genehmigt und nach drei Tagen handelsgerichtlich verlautbaren lassen — etwas in den Annalen der österreichischen Bureaukratie ganz Unerhörtes, wo Arbeitervereine oft ein halbes Jahr warten müssen, bevor ihnen eine geringfügige Statutenänderung genehmigt oder auch — verweigert wird.

Die Gruppe Bontoux hat durch diesen Liebesdienst der Regierung die Börse überrascht und der Kontremine ungezählte Millionen „abgenommen“, natürlich auf „gesetzlichem Wege“.

Die Wuth der Liberalen kann man sich denken, und so war es jetzt eine ihrer ersten Thaten, nach Eröffnung des Parlamentes, das Ministerium anzugreifen — seiner Korruption und Schamlosigkeit wegen? — nein, sondern, weil es der Länderbank allein erlaubte, solche Geschäfte zu machen.

„Das Privilegium der feudalen Aristokratie, zu schwindeln und zu betrügen, muß gebrochen, dieß Privileg muß zu einem „gleichen Recht für Alle“ umgestaltet werden!“ Dies das Motto der Liberalen. „Das Volk hat das Recht, sich von uns ebenso ausbeuten zu lassen, wie von Euch!“ donnerte die Linke der Rechten bei ihrer „Vertheidigung der Volksrechte“ zu.[*])

Während sich so die herrschenden Klassen um das Vorrecht der Ausbeutung balgen, wie zwei Hunde um den Knochen, und während in den „zivilisirten“ Theilen Oesterreichs eine neue Schwindelära üppig in die Halme schießt und ein neuer „Krach“ sich vorbereitet — der bekannte zehnjährige Zyklus ist im Jahre 1883 um — entwickelt sich im „unzivilisirten“ Süden der Monarchie, in den Bocche di Cattaro der Keim eines neuen Aufstandes, der diesmal zu ernsteren Konsequenzen führen dürfte, als einer zweiten Auflage des bekannten Friedens zu Kueslac. Wie im Jahre 1869 handelte es sich auch diesmal um die Durchführung des Wehrgesetzes, von dem die Crivoscianer nichts wissen wollen. Trotzdem man sehr vorsichtig zu Werke ging, war der erste Versuch, Assentirte der Landwehr einzureihen, das Signal zur Erhebung. Man befreite die zur Landwehr Designirten, vertrieb die Gensdarmerie, verbrannte alle öffentlichen Gebäude, auch zwei Blockhäuser, Dragalj und Cerkoice, kurz, die Crivoscie ist wieder in vollem Aufstande.

Köstlich ist ein Bericht über die Vorgänge in der Crivoscie in dem Zaraer „Narodni List“, einem höchst regierungstreuen Blättchen. Dasselbe berichtet, daß in den Bocche in den letzten Tagen „nichts vorgefallen sei, aus dem man beweisen könnte, daß die Crivoscianer jene Gegend beunruhigen und die ganze Strenge des Gesetzes gegen sich walten lassen wollen. Daß eine Schule und eine Kaserne angezündet und das Blockhaus von Cerkvice zerstört wurde, könne noch nicht als feindliche Handlung gegen die Regierung überhaupt betrachtet werden (!), wohl aber sei dies ein Beweis, daß in der Crivoscie eine zweifache Richtung herrsche, nämlich eine friedliebende und eine kriegerische. Bei dieser Sachlage würde die Regierung am besten thun, wenn sie sich nicht übereile und abwarte, bis die Zeit die Widerspänstigen ernüchtere. Die Regierung habe dieses Jahr in den Bocche von Cattaro zum größten Theile ihr Ziel erreicht. Während im Jahre 1869 die ganzen Bocche gegen das Landwehrgesetz sich sträubten, unterwerfe sich heute der größte Theil demselben; die drei oder vier Dörfer, welche gegenwärtig Widerstand leisten, seien auch nicht vollkommen einig, vielmehr wünschen einige Bauern die Unterwerfung anzubieten, während andere im Widerstande beharren wollen.“

Aus den Räuberbanden sind also schon drei oder vier Dörfer geworden und man wartet, bis die Zeit sie ernüchtert! Ernüchtert, ein famoses Wort, würdig des Ausspruches, daß das Anzünden einer Kaserne und eines Blockhauses noch nicht als feindselige Handlungen gegen die Regierung überhaupt angesehen werden könnten.

Nächstens erhalten wir wohl ein Telegramm: „In den Bocche ist Alles ruhig. Unsere Behörden geben den Insurgenten keinen Anlaß zum Einschreiten.“

Diese Furcht vor der Insurrektion ist für die Regierung um so bedenklicher, als gleichzeitig auch ganz Bosnien und die Herzegowina in höchster Aufregung über die beabsichtigte Einführung des Wehrgesetzes sind. Gelingt es der Regierung nicht, den Aufstand in der Crivoscie im Keime zu ersticken, und das scheint heute nicht mehr möglich zu sein, dann dürfte er sich über die ganzen neuoccupirten Provinzen ausdehnen, welche ohnehin gegen die Verwaltung der österreichischen Bureaukratie einen ebenso tiefen Haß hegen wie gegen das osmanische Regiment. Die Bosnier kennen und hassen jetzt die österreichische Herrschaft und werden sich bei einem zweiten Aufstande viel zäher und fanatischer zeigen, als beim ersten, gegen den Einmarsch der österreichischen Truppen gerichteten. Bosnien dürfte das österreichische Tunis werden.

Ein Aufstand, der die militärische Kraft der Monarchie aufs tiefste erschüttern und die ganze Korruption und Unfähigkeit unserer Bureaukratie aufs Neue bloslegen wird; ein Krach, der ihr den letzten finanziellen Halt rauben, die Leiden des arbeitenden Volkes vermehren und abermals tausende in's Proletariat schleudern wird: das sind die nächsten Aussichten Oesterreich's.

Die herrschenden Klassen aber sind blind, blinder als je. Schon seit Langem war die „Kaiserstadt“ nicht so lustig, so übermüthig wie heuer; schon seit langem hatte sie nicht so „heidenmäßig viel Geld“, wie in diesem Jahr, welches natürlich mit vollen Händen für Luftschifffahrten, Sarah Bernhardt und ähnlichem Schwindel hinausgeworfen wird; schon seit Jahren waren die Behörden nicht so frech gegen das arbeitende Proletariat: Uebermuth kommt vor dem Falle. Wenn je, so ist dies Sprichwort diesmal berechtigt.

J. S.

[*]) Dieselbe Linke hat eben einen neuen Beweis dafür geliefert, wie sie die Volksrechte zu wahren versteht. Das Ministerium Taaffe hat im vorigen Jahre dem Erzherzog Albrecht zu Gefallen, welcher jetzt der eigentliche Regent Oesterreichs ist und dem wir auch die Ausdehnung des Wehrgesetzes auf Bosnien verdanken, eine Wehrgesetz-Novelle eingebracht, die so schamlos eine Mehrbelastung des Volkes involvirte, daß selbst die Rechte für dieselbe nicht zu gewinnen war. Um sich beim Regenten einzuschmeicheln, hat jetzt die Linke erklärt, für diese Novelle stimmen zu wollen, was natürlich zur Folge hatte, daß die Rechte, um an Loyalität nicht nachzustehen, sich nun ebenfalls beeilt, für sie einzutreten! So betrügt man das Volk.

Sozialpolitische Rundschau.

Zürich, 30. November 1881.

— Schon wieder ist ein Menschenleben den Schurkereien der deutschen Gewalthaber zum Opfer gefallen. Der Sattler Büttner aus Berlin, ein wackerer, braver Mann und treuer Gesinnungsgenosse, wurde vor einiger Zeit ohne jeden greifbaren Grund, lediglich aus Polizeichikane, aus Berlin vertrieben. Er ließ eine Frau und drei Kinder dort zurück, fand nach Ueberstehung vieler Sorgen und Beschwerden in Dresden Arbeit und Unterkommen, und endlich konnte ihm seine Familie in die Verbannung folgen. Aber das wiederaufblühende Familienglück wurde sofort von der brutalen Hand der sächsischen Polizei zerstört. Büttner hatte sich beim Austragen eines Wahlaufrufs betheiligt und war von schnüffelnden Landgensdarmen denunzirt worden. Das Austragen von Wahlaufrufen, wenn sie, wie im vorliegenden Falle, nicht einmal vorher „verboten“ wurden, ist nun freilich nach keinem Gesetz strafbar, und selbst den Handlanger der Gerechtigkeit nicht das Geringste an. Aber die letzteren wissen sich zu helfen. Sie nehmen das Blatt her und sagen: Hier steht zu lesen: „Das Sozialistengesetz ist infam.“ Das Sozialistengesetz ist eine „Staatseinrichtung“ und „infam“ ist eine „Schmähung“, folglich ist § 131 des Strafgesetzes, welcher „Schmähung“ von Staatseinrichtungen“ behandelt, zur Hilfe heranzuziehen. § 131 verlangt nun freilich, daß die Schmähungen, um strafbar zu sein, „wider besseres Wissen“ geschehen sein müssen, aber über diesen Vorbehalt helfen sich die Untersuchungsrichter mit unglaublicher Frivolität hinweg, indem sie dem Angeklagten frech in's Gesicht sagen, er könne dieses Gesetz doch nicht wirklich für infam halten, sondern es sei anzunehmen, daß er von den guten und edlen Eigenschaften dieses Gesetzes sehr wohl überzeugt sei, und es nur „wider besseres Wissen“ geschmäht habe.

Einer solchen unverschämten Anklage fiel Büttner zum Opfer, dem man obendrein vindizirte, er müsse den Inhalt des Flugblattes, welches er austrug, gekannt haben und sich der Strafbarkeit desselben bewußt gewesen sein. Umsonst bewies er sonnenklar die Nichtigkeit der Anklage, er wurde von Frau und Kindern weggerissen und in den Kerker geworfen. Umsonst stellte er dem Untersuchungsrichter Dr. Flechsig die Noth seiner Familie vor, als deren Ernährer er thätig sein müsse, wenn sie nicht in Hunger und Elend verkommen sollte — er wurde in Untersuchungshaft behalten. Er wandte sich um Freilassung an die Staatsanwaltschaft, aber diese betheiligte sich an dem Verbrechen, einen Familienvater auf Grund einer so nichtswürdigen Anklage hin im Kerker festzuhalten. Inzwischen kam Büttners Frau mit dem vierten Kinde nieder, das Elend erreichte seinen Höhepunkt, und der Vater, da er nicht helfen konnte, da er hinter Schloß und Riegel verharren sollte, bis seine Familie untergegangen war — er wollte diesen Untergang nicht erleben — — am Montag früh fanden die Wärter seinen Leichnam in der Zelle. Die sächsische Justiz hat einen neuen Mord auf dem Gewissen und den Schurkereien, die in den letzten Jahren durch Dresdener Richter gegen die Sozialisten, namentlich gegen Schlütter, Paschky, Fechner, Zumbusch ꝛc. verübt wurden, ist durch diesen Fall die Krone aufgesetzt. — Die Leiche Büttners, dessen Selbstmord in den reaktionären Kreisen ein peinliches Aufsehen erregte, sollte in aller Stille zur Sezirung nach der Leipziger Universität übergeführt werden, doch gelang es den Bemühungen der Angehörigen endlich, die Herausgabe der Leiche zu erlangen und sie wurde unter Theilnahme von mehreren Hundert Leidtragenden auf dem Friedhof zu Dresden-Neustadt am 24. d. beerdigt. — Die Hallunken, welche den Unglücklichen aus seiner Heimath vertrieben, in den Tod gejagt und seine Kinder zu hilflosen Waisen gemacht haben, mögen sich vorläufig nur freuen, daß ihre Schurkenstreiche so vernichtend gewirkt haben, aber sie können versichert sein, daß auch die Vergeltung für solche Thaten dereinst auch eine vernichtende sein wird.

— Aus Berlin wird uns unterm 25. November geschrieben: „In beispielloser Weise hat sich gestern Herr von Bismarck und sein Regiment blamirt. Es handelte sich um die Generaldebatte über den Haushalt-Etat des deutschen Reiches. Derselbe wurde von einem beliebigen Kommis des Reichskanzlers (Schulze, Müller, oder vielleicht auch Scholz) mit stundenlangem, trocken-bureaukratischen Genäsel (denn eine „Rede“ war das doch wahrhaftig nicht) „begründet“, und hierauf von dem unvermeidlichen Eugen Richter in der bekannten zweistündigen Rede, die er alljährlich bei dieser Gelegenheit zu halten pflegt, der bekannten Kritik unterworfen. Jedermann erwartete, Bismarck werde persönlich für seine hart angegriffene „Reformpolitik“ eintreten und sein „praktisches Christenthum“ zu rechtfertigen suchen. Allein vergebens schauten die Kommis an den „Regierungstischen“ nach der Thür, aus welcher der einst Allgewaltige bei „großen Gelegenheiten“ als Deus ex machina plötzlich hervorzutauchen liebte.

„Er kam nicht. Vergebens sogen die Kommis an den Nägeln und kauten an den Bleistiften, die mitunter auf das Papier niederfuhren, als sei den Besitzern ein Gedanke gekommen. Er kam aber nicht — nämlich ein Gedanke. Unruhig rutschte der kleine Geruegroß von Minnigerode auf seinem Sitz herum, wie wenn er feurige Kohlen unter der Rückseite seiner körperlichen Erscheinung hätte — er hatte sich zum Wort gemeldet und ahnte Entsetzliches.

„Eugen Richter schloß seine Rede unter glühenden Loyalitätsbetheuerungen. Wirklich loyal, von wirklich brünstiger Liebe zum angestammten Hohenzollernhaus sind nur die von elenden Verleumdern des Republikanismus beschuldigten Fortschrittler besessen. Von dem freihändlerischen Theil des Hauses wurden die Richter'schen Tiraden lebhaft beklatscht; es waren indeß nur die alten, schon tausend und abertausendmal abgeleierten Manchestertiraden, und Jeder Primaner, der sich ein paar Monate ernsthaft mit ernsthafter Nationalökonomie beschäftigt, hätte die gegen den Bismarck'schen „Staatssozialismus“ gerichteten Attaken siegreich zurückweisen können.

„Unter den Kommis des Hrn. Bismarck befand sich aber Keiner, der eine Stunde lang ernsthaft ernsthafte Nationalökonomie studirt hat, und so standen die — Kommis am Berge. Nervös bewegten sie sich hin und her, und zuckten, schamroth (des Wunders!) und gesenkten Hauptes, ordentlich zusammen unter den auf sie gerichteten Blicken, als wären die Blicke Peitschenhiebe. Und Peitschenhiebe waren es auch. Gesenkten Hauptes ließen sie die Peitschenhiebe über sich ergehen — Keiner der Herren Kommis erhob sich!

„Und nun erfüllte sich das Verhängniß des unglücklichen Minnigerode, der sich zum Wort gemeldet hatte. Jetzt war an ihm die Reihe, die Vertheidigung des Fürsten Bismarck zu übernehmen, und, einem der Homerischen Götter gleich, den Schild seiner Beredsamkeit vor die hart getroffene Regierung zu halten. Allein ach! Der Schild entfiel seiner Hand, und schamroth — es häuften sich an diesem Tag Zeichen und Wunder — verzichtete er, vom Präsidenten zum Reden aufgerufen, stammelnd auf das Wort, unter höhnischem Gelächter der von ihm, beim Glas Wein (auch Schnaps) so oft „vernichteten“ Freihändler. Hätte in diesem Moment die Erde mitleidig ihren Schooß geöffnet — der unglückliche Minnigerode wäre mit Todesverachtung freudigen Herzens in den Abgrund gesprungen.

„Allein die Erde that sich nicht auf — Minnigerode lebt noch — ist jedoch ein todter Mann; und die Bismarck'schen Kommis leben noch, sind jedoch todte Männer, und Bismarck selbst lebt noch und — begreift Er seine Blamage? Schämt er sich? Ich weiß nicht. Ich will auch nicht sagen, daß er schon ein todter Mann ist. Aber gründlich blamirt hat er sich oder vielmehr gründlich blamirt hatten ihn seine Trabanten.“ —

Ergötzlich ist die Art und Weise, wie sie sich jetzt aus der Patsche zu ziehen suchen, eine unwiderstehliche Komik entwickelt dabei Bismarck's Leibblatt, die „Nordd. Allgemeine“. Erst gab sie die Parole aus: Richter habe die andern Redner — abgeschreckt. Diese Ausflucht hielt aber nicht lange vor; nachdem die ultramontane „Germania“ schüchtern bemerkte, unter benannten Umständen wäre es Pflicht der Regierungsvertreter gewesen, eine Rede, wie die Richter'sche nicht unbeantwortet zu lassen, da schrieb Herr Pindter mannhaft: Das ist nicht unsere Auffassung, denn — die Regierungsbeamten haben kein persönliches Interesse an der sozialen Reform, für diese einzutreten, ist Sache des Volkes und seiner Vertretung.

Ein kläglicherer Rückzug ist gar nicht denkbar. Und das noch vor einer Rede eines bramarbasirenden Feiglings wie Eugen Richter! Das ist charakteristisch für die Rathlosigkeit, in der sich unsere Staatslenker befinden.

Ueber die Bismarck'schen Geständnisse und Plaudereien vom 28. und 29. November in nächster Nummer.

— Christlicher Staat und jüdische Börse. In unserm arg angefeindeten Artikel „Staatssozialismus im Klassenstaat“ (Nr. 41 des S. D.) sagten wir: „Noch bei jeder Verstaatlichung machte die Börse, gegen die ja eigentlich diese Verstaatlichung gerichtet sein soll, das beste Geschäft.“ Dieser Satz erhält wieder eine treffende Illustration durch die Abstimmung auf der jüngst stattgehabten Generalversammlung der bergisch-märkischen Eisenbahngesellschaft. Mit der erdrückenden Majorität von 239,201 Stimmen gegen 1972 (jede Aktie hat eine Stimme) wurde daselbst der Verstaatlichung zugestimmt. Ausschlaggebend war die „Berliner Diskonto-Gesellschaft,“ welche mit 60,000 Stimmen zur Verstaatlichung überging, nachdem die preußische Regierung eine Rente von 5% bewilligt hatte. In den 6 Jahren von 1874—1879 hatte die Dividende stets zwischen 3 und 4 Prozent geschwankt, nur die außerordentliche günstige Konjunktur des letzten Jahres hatte die Zahlung einer Dividende von 5½% ermöglicht. Man sieht, die Börse kommt in keiner Weise dabei zu kurz, anstatt einer höchst problematischen Dividende erhält sie jetzt eine sichere Rente von fünf Prozent, für welche der Staat, d. h. die Gesammtheit der Steuerzahler aufkommen muß; die Aktien, welche vor wenigen Jahren noch zwischen 80—90%, im letzten Frühjahre, wo die Verstaatlichung schon in Sicht, aber die Rente noch nicht vereinbart war, ca. 110% standen, stehen daher jetzt 123,30%. Nicht wahr, ein gutes Geschäft! Aber auch der Staat wird nicht schlecht fahren; was er der Börse zu viel zahlt, das zieht er den Bahnbeamten an den Gehältern und Löhnen ab, dafür sind sie jetzt „königlich“. Im Nothfall erhöht man auch die Tarife, d. h. verthenert die Waaren, der

Feuilleton.

Wereschtschagin.

II.

Wien, den 31. Oktober 1881.

Auch das Elend der Feinde malt Wereschtschagin mit gleicher Treue und Wahrhaftigkeit.

Hier eine lang sich hindehnende Straße, eine baumlose eintönige Winterlandschaft, aus der nur in gleichweiten Distanzen Telegraphenstangen in die Höhe ragen, in weiter Perspektive sich verlierend. Auf den Drähten hockt eine Unzahl Raben, andere flattern auf die beschneite Straße und man sieht sie hier zu Gruppen gesellt, wo sie gemeinschaftlich an Stücken ihres ekles Fraßes zerren und sich darum zanken und beißen. Und doch ist ihr Tisch überreichlich gedeckt.

Der Boden ist besäet mit den Leichen erfrorener Türken. Da liegen sie zu beiden Seiten des Weges gleich den Telegraphenstangen in unendlicher Perspektive, zusammengekauert unter ihren farbigen Fetzen. — Es ist eine ruhige Staffage, obwohl viele der Tapferen, wie uns Wereschtschagin erzählt, nur langsam erfroren sind und tagelang mit dem Tode zu kämpfen hatten. —

Und hier ein Raum in einem türkischen Hause in der Hauptstraße von Plewna.

Alle Häuser waren nach der Einnahme der Stadt von Verwundeten buchstäblich überfüllt.

Auch in diesem großen aber niederen Gemach hatte man vergangenen Tages eine Anzahl Verwundeter geborgen. Durch ein kleines zerbrochenes Fenster dringt nun der erste fahle Schein des anbrechenden Morgens in den dunklen Raum. Er ist von einem dicken sonderbaren Dunst erfüllt, der dem Lichte selbst den Eingang wehrt. Und was hier am Boden auf spärlichem Stroh, was dort rundum an den Wänden, auf Bänken, unter Lappen und Tüchern so formlos nebeneinander und aufeinander liegt, es ist nicht deutlich zu unterscheiden, aber es kann nichts Lebendiges mehr sein.

Den Beschauer überfällt ein Grauen — sind sie denn alle, alle todt!? Unwillkürlich sieht man wieder nach dem Fenster. Dort läßt die Helle zwei Gestalten sehen, die auf der Bank neben dem Fenster übereinandergesunken sind; die Gesichter scheinen verzerrt, der Arm des Einen ist in seiner Starre weitausgestreckt, die Faust geballt. Er war es wohl, der mit dem letzten Aufgebote seiner Kräfte in verzweifelnder Qual hier das Fenster zerschlagen und röchelnd hinausgerufen, nach Luft und Wasser. Niemand hat ihn gehört. In der eignen Angst, in dem Getümmel, das der Eroberung folgte, hatten die unglücklichen Türken ihrer Verwundeten vergessen. Und nun — fort, fort, man athmet hier Verwesung!

Eines der eindrucksvollsten Bilder, vor dem die Menge betrachtend am längsten zu verweilen pflegt, und wahrlich, es gibt zu denken, ist dasjenige, das uns Kaiser Alexander II. vor Plewna zeigt. Der Himmel ist mit schweren Wolken bedeckt, die die lufterschütternde Kanonade nicht zu zerreißen vermag. Der Rauch und Pulverdampf aus 600 Feuerschlünden bleibt an den Hügeln hängen und verschleiert zum Theil das blutig bewegte Schauspiel vor den erlauchten Zuschauern, die da oben auf dem grünen, wohlgeschützten Hügel es wohl gerne in seiner ganzen Vollständigkeit erschaut hätten.

Der Kaiser, dessen Namenstag, wie er erwartet, durch einen glänzenden Sieg gefeiert werden sollte, hat hier Platz genommen. Großfürst Konstantin und eine glänzende Suite umstehen ihn. Die Offiziere bilden eine bewegte Gruppe, und die Berichte, die sie von Zeit zu Zeit über den Verlauf der Schlacht erhalten, lauten auch entsetzlich genug.

Nur der Kaiser sitzt ruhig und in phlegmatischer Haltung in den breiten bequemen Sessel zurückgelehnt, der mit Rück- und Armlehnen wohl versehen ist.

Wereschtschagin hat hier, vielleicht um das Längenbild nicht noch weiter auszudehnen, vielleicht aus anderen Gründen, es unterlassen, den mit Champagnerflaschen besetzten Tisch anzubringen, den er hinter dem Zaren und seinem Gefolge wohl bemerkt hatte; aber er ist doch bemüht, diese Vergeßlichkeit rasch wieder gut zu machen, und so heißt es denn im Katalog bei der Erklärung dieses Bildes wörtlich: Beim Frühstück auf dem Hügel brachte der Kaiser einen Toast aus: „Auf diejenigen, welche dort kämpfen!“

Auf den ersten Blick macht dieses Bild einen fast unscheinbaren Eindruck, es sieht Alles so natürlich aus. Je länger aber der Beschauer vor ihm steht, um so heißer wallt sein Blut, um so krampfhafter ballt sich seine Faust, das Bild redet zu ihm eine Sprache, so aufreizend, wie sie nur je geführt wurde. Und dabei ist es, wie gesagt, so einfach, so natürlich! Gewiß, für einen Maler längst kein so interessanter Vorwurf, als z. B. Nero, dem Brande der Stadt Rom zusehend. Ob der auch in dem Augenblick, als er die Christen morden ließ, ihre Gesundheit ausgebracht hat? —

Und nun eine Verherrlichung: Apotheose des Krieges, gewidmet allen Siegern der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft.“

Es ist eigentlich ein Stillleben, wenn nicht die Raben wären, die es umflattern.

Es ist da eine Schädelpyramide aufgebaut, eine Pyramide grinsender Todtenköpfe aus deren leeren Augenhöhlen noch etwas Grimmes blickt, ist es der Hohn über diese schöne Welt, lauert noch etwas dahinter? — Genug!

Wereschtschagin hat über 80 Gemälde ausgestellt, und es sind nicht alle Bilder des Krieges.

Sonnige Bilder aus dem Orient sind darunter, voll heiterer Schöne und farbiger Pracht, die uns die landschaftlichen Reize und architektonischen Wunderbauten des fernen Indiens in der Lokalstimmung und in dem sorgsamsten Detail vor Augen führen. Auch hier dieselbe Naturtreue, dieselbe Wahrhaftigkeit, wie in seinen großen Schöpfungen, die der geniale Künstler zum Prinzip erhoben, und auch hier das gewaltige nie versagende Können, das die Natur nicht nur erreichen will, das sie auch stets erreicht.

Schließlich noch Einiges über den Künstler selbst.

Konsument leidet ja doch, wie alle „Staatssozialisten“ haarscharf bewiesen werden, unter keinen Umständen darunter.

So wird heute „verstaatlicht“, das ist „gesunder Staatssozialismus“. Man muß so verstockt sein, wie wir Sozialdemokraten, um diese Art Verstaatlichung höchst unsozialistisch zu finden und ihr gegenüber in nichts weniger als Jubelgeschrei auszubrechen. Das kommt davon, daß wir keine gläubigen Christen sind, sondern von dem heidnischen Grundsatz ausgehen, eine sozialistische Maßregel müßte von der Rücksicht auf das Wohl der Gesammtheit ausgehen und nicht von der Rücksicht auf — Hansemann, Bleichröder, Oppenheim und Genossen.

Höchst staatsgefährliche Grundsätze das!

— Zur Stichwahl in Zwickau-Crimmitschau, schreibt man uns: Wie begeisternd das Resultat der Wahl vom 27. Oktober auf die Arbeiterwelt wirkte und alle Säumigen wachrief, alle Pessimisten aufmunterte, das zeigt sich recht deutlich, wenn man das Resultat der Hauptwahl in unserem Kreise mit dem der Stichwahl vergleicht. Es erzielten

	am 27. Oktober			am 14. Nov.	
	Stolle	Hermes*)	Kürzel**)	Stolle	Kürzel
Zwickau (Stadt)	1,394	1,293	1,219	2,452	2,424
„ (Land)	2,407	386	1,046	3,656	1,461
Wildenfels (St.)	149	38	58	270	134
„ (L.)	297	131	340	557	467
Crimmitschau (St.)	1,389	304	692	1,952	1,065
„ (L.)	617	115	312	876	562
Werdau (St.)	763	183	321	1,314	704
„ (L.)	311	195	708	884	769
	7,327	2,645	4,696	11,941	7,586

Man sieht, überall haben unsere Gegner zusammengestimmt, aber unsere Reservemannschaften gingen tüchtig in's Feuer, die „Schwarzen“ (die Bergarbeiter) hielten sich brillant und die reaktionäre Masse unterlag.

An obiger Zusammenstellung fehlen noch einige für uns sehr günstige Orte, im ganzen erhielt Stolle 12,571 Stimmen, die größte Zahl, welche wir in diesem Wahlkreise bisher erreicht haben.

— Warum wir in Chemnitz gesiegt haben. Es hat Alles seine Ursache und so auch die kolossale Stimmenzahl, welche wir diesmal in Chemnitz erhalten haben. Ein Genosse schickt uns das Flugblatt, welches die „Vereinigten Reichstreuen“ (Konservative, Nationalliberale und Fortschrittler) in der Stichwahl gegen Geiser vom Stapel ließen, und fürwahr, ein geschickteres Flugblatt für Geiser konnte gar nicht geschrieben werden. Wir finden da eine Auswahl von Stellen aus dem „Sozialdemokrat“ so hübsch zusammengestellt, daß uns das Herz im Leibe lacht. Da wird zunächst aus Nr. 8 des „S.-D.“ gezeigt, daß wir uns keiner Illusion über die Erreichung unserer Ziele durch den Stimmzettel hingeben, daß wir es für unsere Pflicht halten, diese Erkenntniß in immer weitere Kreise der Bevölkerung zu verbreiten. — Aus Nr. 40 des „S.-D.“ wird gezeigt, daß wir wühlen, um unsere Gegner zu schädigen, um unseren Freunden und der Masse auf's Neue Muth und Selbstvertrauen einzuflößen, daß wir wühlen, „um die Massen zu revolutioniren.“ — Aus Nr. 10 wird ein Appell an das Volk abgedruckt: „Wann kommt der Tag, an dem der angesammelte Grimm sich Luft macht und das empörte Volk der Herrschaft des übermüthigen, feigen Packs ein Ende bereitet?“ u. s. w. u. s. w., unsere Stellung zum Attentat des 13. März, zur Religion, Alles wird in Zitaten aus dem „S.-D.“ erörtert.

„Dies Flugblatt — schreibt unser Genosse — schlug wie eine Bombe ein. Die Arbeiter rissen sich nur darum. Das war die kräftige, energische Sprache wieder, die viele von ihnen so lange schon entbehren mußten. So ist's recht, so ist's gut, das konnte man überall hören, und wenn die Lohnverhältnisse hier nicht gar so schlecht wären, dann hätten wir das Abonnement auf das Parteiorgan an diesem Tage leicht verzehnfachen können.“

„Noch andere schöne Dinge standen in dem Flugblatte. So auch die weise Frage, warum die Chemnitzer Arbeiter, die in überzahlreicher Volksversammlung sich von Most losgesagt, sich nicht auch von Liebknecht-Bebel lossagen. Nun, wer die Chemnitzer Arbeiter nur ein wenig kennt, der sollte doch wissen, daß es nicht der Radikalismus Most's ist, der ihm die Herzen derselben entwendet hat, sondern seine Inkonsequenzen ꝛc.

Mit einem Worte, wir können den „Reichstreuen“ nur dankbar sein, daß sie sich so wacker für uns geopfert haben, denn, wie man hört, soll die Staatsanwaltschaft Anklage wegen Abdrucks aus verbotenen Schriften gegen die Redaktion des „Chemn. Tagebl.“, in welchem das Flugblatt zuerst erschien, erhoben haben.“

Eine Verurtheilung kann da nicht fehlen, namentlich wenn man die Wirkung dieses Vergehens in Betracht zieht.

Seit dem glorreichen 14. November aber, der die durch das Manöver von „Most ist todt“ erzielte Schlappe vom 30. Juli 1878 glänzend wett machte, singt die Jugend in den Straßen von Chemnitz:

Roth ist todt, Roth ist todt,
Hecker liegt im Sterben,
Und der Geiser, und der Geiser,
Der wird Alles erben.

— Die Rache ist mein, spricht der Herr — Sonnemann. Der Aerger über das Anwachsen der Sozialdemokratie in Frankfurt a. M. läßt den edlen Kämpen der Demokratie nicht schlafen. Davon zeugen zwei Leitartikel, in denen der gute Mann unter allerhand Verdrehungen darzulegen sucht, daß die Sozialdemokratie noch „nie in Deutschland unter günstigeren Bedingungen“ einen Wahlkampf bestanden habe, wie in diesem Jahre!! Ohne Sozialistengesetz wären nach Herrn Sonnemann die Sozialisten längst am Ende ihres Lateins gewesen, die Partei wäre 1878 am finanziellen Bankrott gewesen und dergleichen schöne Dinge mehr. Alles das und eine Reihe recht perfider Unterstellungen wird mit allerhand Versicherungen der höchsten Loyalität verbrämt, es wird vom Anstand gesprochen, der es verbietet, einen Wehrlosen anzugreifen,“ (den aber die Herren Volksparteiler nicht geübt haben) und so weiter, und so weiter. Wir haben für das ganze Geschreibsel nur ein mitleidiges Achselzucken, es ist zu abgeschmackt, um auf Widerlegung Anspruch machen zu dürfen. Wir sind nicht einmal so erkenntlich, der Volkspartei einen Wahlkampf unter ebenso „außerordentlich günstigen Bedingungeu“, wie wir ihn hatten, zu wünschen, das zarte Wesen könnte so viel Glück nicht vertragen.

*) Fortschrittler. **) Konservativer.

— Schon wieder ein „Pyrrhussieg“. Bei der Nachwahl in Berlin im 3. und 5. Wahlkreis hat nur die Sozialdemokratie einen Zuwachs, und zwar einen ganz gehörigen zu verzeichnen. Im 3. Wahlkreis stieg unsere Stimmenzahl von 2452 auf 3687 für J. Auer, im 5. Wahlkreis, wo unsere Genossen sich am 27. Oktober der Stimme enthielten, erhielt diesmal Bebel 1709 Stimmen. Die Fortschrittler gingen von 12,846 und 11,127 auf 11,498 und 9341, die Konservativen von 4927 und 5307 auf 4198 (Wagner) und 3932 (Cremer) zurück. Ein neuer Beweis, wie recht Bebel und Liebknecht mit ihrer Erklärung hatten.

— Gebildetes Proletariat. Allüberall Ueberangebot von Arbeitskräften, das ist die Signatur unserer Zeit. Jetzt wird wieder in den Zeitungen über die Ueberfüllung mit jungen Juristen gejammert. Während der preußische Terminkalender, heißt es, für das Jahr 1876 noch 290 Gerichtsassessoren aufwies, sind jetzt deren nahe an 600 im Amte; die Anzahl der Referendare ist im Verhältniß noch mehr gewachsen, und noch auffallender ist die Zahl der Studirenden der Jurisprudenz im steten Zunehmen begriffen“ ... „Eltern, welche ihre Söhne zur Universität schicken, mögen sich daher doppelt überlegen, ob sie dieselben das Studium der Rechtswissenschaft ergreifen lassen wollen“ u. s. w. u. s. w. Zuletzt wird ein warnender Erlaß des Justizministers in Aussicht gestellt.

Wunderbar schön. Aber sagt uns nur, geehrte Herren, was sollen die jungen Leute denn heute studiren, welchen Beruf sollen sie denn ergreifen, vor welchem Beruf wird denn heute nicht gewarnt? Allüberall Ueberangebot, die heutige Gesellschaft ist in voller Zersetzung begriffen, und alle Eure Experimentchen werden dieselbe nicht aufhalten.

— Sächsische Polizeiinfamien. Daß Genosse Kayser auf Grund des sächsischen Vagabundengesetzes aus Dresden ausgewiesen worden ist, haben wir schon gemeldet. Auch Genosse Zumbusch, Buchdruckereibesitzer, wurde mit einem solchen Dekret beehrt, und zwar suchten die Polizeihallunken die brutalste Form aus, in der sie dem acht Monate eingesperrten Mann dieselbe zustellen konnten. Direkt aus dem Gefängnisse transportirte man ihn nach dem Polizeigebäude und sperrte ihn dort widerrechtlich mit Vagabunden zusammen ein. Erst nach dreistündigem Warten erhielt er die Ausweisungsordre.

Folgendes amtliche Entlassungszeugniß, welches die „Volkszeitung“ veröffentlicht, kennzeichnet das schmachvolle System der politischen Unterdrückung in Deutschland:

„August Robert Eduard Z. ist am 21. Mai 1872 bis 12. November 1881 als Tischler hier beschäftigt gewesen und hat sich stets als tüchtiger, thätiger und gewandter Arbeiter in seinem Fache bewährt, wie denn seine Führung auch stets eine gute gewesen ist.

Die Arbeitsaufkündigung erfolgte nur seiner politischen Parteistellung wegen.

Solches wird hiermit wahrheitsgemäß bescheinigt.

Chemnitz, 29. Oktober 1881.

Zimmermann, Oberwerkführer.“

Stempel: Königl. Staatseisenbahn- und Reparaturwerkstätte.)

Weiter kann man die Schamlosigkeit schon nicht treiben. Haß, unversöhnlichen Haß den Elenden, die Recht üben und vertheidigen!

— Ausgewiesen hat man in Dresden den Arbeiter Hahle aus Radenstein bei Chemnitz. Das Verbrechen desselben bestand darin, daß er einen Nachtwächter, Namens Röhler, Webergasse wohnhaft, welcher sich ihm gegenüber als Kriminalgendarm gerirte, wegen Aneignung eines öffentlichen Amtes denunzirte, statt sich von ihm Wahlaufrufe und Stimmzettel wegnehmen zu lassen. Damit das Vorgehen des reichstreuen Nachtwächters vertuscht werden konnte, mußte der sozialistische Arbeiter binnen 48 Stunden die Stadt verlassen und seine Frau mit zwei Kindern kann nun sehen, wo sie Brod herbekommt, während ihr Mann auf der Landstraße liegt. Das ist Gerechtigkeit im deutschen Reiche.

— Der sächsische Landtag mußte, so leid es ihm that, die Wahl Bebel's einstimmig für giltig erklären, da sich absolut keine Handhabe für eine Bemängelung derselben bot und sich damit auch herausstellte, daß der Minister des Innern, der große Diplomat von Nostitz, ganz unverschämt geflunkert hatte, als er großmüthig versicherte, es sei nur ministerielle „Gnade“, daß man Bebel in die Kammer hereingelassen habe und er könne recht gut noch hinausgewiesen werden. Der Minister kann nur froh sein, wenn Bebel bei den bevorstehenden Interpellationen gnädig mit ihm verfährt.

— Gegen die offiziellen Wahlfälschungen in den Wahlkreisen Dresden-Altstadt, Dresden-Neustadt, Leipzig-Land, Glauchau-Meerane, Stollberg-Schneeberg und Zschopau sind Wahlproteste an den Reichstag eingesandt worden. Selbst wenn dieselben auch nicht zum Umstoß der betr. Wahlen führen sollten, so bieten sie doch Gelegenheit, die Fälscher öffentlich an den Pranger zu stellen. In Bezug auf Leipzig-Land und Glauchau-Meerane ist übrigens gegründete Aussicht auf praktischen Erfolg der Proteste vorhanden.

— Der Wahlprotest des vierten Berliner Wahlkreises ist eingebracht. Noch haben unsere Abgeordneten das Material nicht zu prüfen vermocht, wenn aber wahr ist, was behauptet wird, so muß Träger seines Mandats verlustig erklärt und Bebel einberufen werden.

— England. Der in Stafford aufgestellte „Arbeiterkandidat“ Howell ist gegen den Konservativen unterlegen, eine Niederlage, die wohlverdient ist, da Herr Howell gleichzeitig als Regierungskandidat auftrat. Die Konservativen stimmten in geschlossener Reihe gegen ihn, indeß die Ministeriellen es nicht für nöthig hielten, für den Arbeiterkandidaten, trotz seiner Ergebenheit gegen Gladstone, einzutreten. Dem „Labour Standard“ dämmert denn auch bereits die Erkenntniß auf, daß alle Klassen der Arbeiterklasse gegenüber eine reaktionäre Masse sind und verspricht er, daß die Trade-Unionisten bei den nächsten Wahlen eigene Kandidaten, unabhängig von den Liberalen, aufstellen werden.

Man sieht, wie sehr die guten Leutchen sich auch sträuben mögen, die Ereignisse zwingen sie immer mehr, sich auch auf politischem Gebiete selbstständig und aus den Gewerkschaften den imposanten Kern einer Arbeiterpartei zu machen.

In Irland wird die Thätigkeit der zur Festsetzung der Pachtzinse nach ihrem Werthe eingesetzten Gerichtshöfe den Landlords unbequem. In Folge ihrer ungünstigen Lage zahlten bis jetzt die irischen Pächter unglaublich hohe Renten. So erzählt uns z. B. Mill folgenden Fall aus den von Lord Devons Kommission aufgenommenen Zeugenaussagen, der von Burly, Regierungsbeamten für Kerry, bestätigt wurde: „Ich wußte, daß Jemand auf eine mir sehr gut bekannte Pachtung, im Werthe von 50 L. jährlich, bieten wollte; ich sah, daß die Konkurrenz bis zu dem Punkte stieg, daß jener endlich zu einer Rente von 450 L. (!!) als Pächter angenommen wurde.“ Wo solche Zustände herrschen, daß die heilige Konkurrenz und das Landmonopol die Pachtzinsen auf das neunfache ihres Werthes hinauftreiben können, sehen sich natürlich die Gerichtshöfe genöthigt, schandenhalber wenigstens einige Erleichterungen zu gewähren. Einige Renten waren so unverschämt hoch, daß der Gerichtshof nicht anders konnte, als dieselben um 30—40% zu ermäßigen, ohne sie dadurch unter ihren Werth herabzusetzen.

Natürlich schreien jetzt die Landlords nach einer Entschädigung und der Minister Hartington hat bereits erklärt, daß den armen Teufeln von Landlords eine solche gewährt werde. Mit Recht bemerkt der L. S.: „Es scheint uns, daß, wenn ein Pächter bisher eine Rente zahlte, die 30—40% mehr betrug, als billig war, es der Pächter und nicht der Landlord ist, der entschädigt werden sollte. Denn der Letztere verliert nur, was er nie berechtigt war zu beziehen.“

— Aus Rußland. In Petersburg sieht's trübe aus, melden die Zeitungen. Desto besser für das Volk. Der Zar ist äußerst niedergeschlagen, drei revolutionäre Zeitungen sind trotz aller Verhaftungen fast gleichzeitig erschienen, ein Attentat auf den General Tscherewin, den früheren Chef der dritten Abtheilung und jetzigen Oberschutzgeist des Zaren, ist zwar mißglückt, aber die Thatsache, daß es versucht wurde, genügt schon, um die Stimmung in der Bevölkerung zu kennzeichnen. Daß der offiziöse Telegraph den Attentäter, Nikolas Saukowski, in jeder Weise herabzusetzen sucht, ihn als liederlich, ausschweifend u. s. w. schildert, ist geradezu lächerlich. Der Abscheu vor den „Mordgesellen“ Rußlands zieht in Europa nicht mehr, das wissen die Bedienten des Zaren, daher diese elende Ausflucht. Jetzt will man gar ein großes nihilistisches Komplott entdeckt haben, das darauf abzielte, das Palais des Zaren vermittelst einer Höllenmaschine in Brand zu stecken. Der Angstmeier weiß jetzt gar nicht mehr, wo aus, wo ein. Vielleicht sucht er noch, wie der Pabst, schließlich in Deutschland ein Asyl. Es fängt zwar auch da an, ungemüthlich zu werden, einstweilen gilt aber doch noch der Vers des Dichters:

Deutschland, die fromme Kinderstube,
Ist keine römische Mördergrube.

Und diese Gesellschaft lebt ja nur von der Hand in den Mund.

— Aus Amerika. Die Spaltung unter den Sozialisten in den Vereinigten Staaten von Amerika hat dahin geführt, daß die Sezession, welche außer in Chicago ziemlich schwach zu sein scheint, auf einem in der letztgenannten Stadt vom 21.—23. Oktober stattgehabten Kongreß zu einer eigenen Partei, welche den Namen: „Revolutionäre sozialistische Partei“ führt, sich konstituirt hat. Es scheint uns nicht wahrscheinlich, daß diese Partei von langer Dauer sein wird, wenigstens machte sich auf dem Kongreß ein ziemlich schroffer Gegensatz bemerkbar zwischen den Elementen, welche nur um einiger vermeintlicher (wir wählen diesen Ausdruck, weil wir uns als Außenstehende kein Urtheil anmaßen wollen) Mißstände in der Nordamerikanischen Arbeiterpartei willen aus derselben ausgeschieden sind, und den Anarchisten. Die Ersteren wollen auf das Recht, durch die Wahlen für den Sozialismus zu agitiren, nicht verzichten, was den Letzteren natürlich ein Greuel ist. Es ist das ein Gegensatz, der auf die Dauer zum Bruche führen muß, und glauben wir daher auch, daß über kurz oder lang die Anarchisten ausscheiden und die Sozialisten sich mit der Sozialistischen Arbeiterpartei wieder vereinigen werden.

Die Redaktion des „Vorboten“ — also wohl Genosse Grottkau — scheint gleichfalls das Unnatürliche der Verbindung von Sozialisten und Anarchisten zu empfinden, denn in der uns zuletzt zugekommenen Nummer heißt es:

„Es gibt nur einen Weg zu realen Erfolgen und der besteht darin, daß wir uns von der himmelstürmenden Phrase emanzipiren und uns nicht gegenseitig anlügen, indem wir vorgeben, eine Politik besonderer Thätigkeit eröffnet zu haben, die thatsächlich eine Politik der Thatenlosigkeit, weil Unthätigkeit ist. Die Leute, welche so fürchtbar von Revolution und „demüthigenden Thaten“ schreien, wissen alle ganz genau, daß sie selbst demnächst nichts thun werden, also auch die Revolution, auf welche sie wie die Juden auf ihren Messias warten, nicht machen, nicht einmal befördern werden. Selbst die neue Gruppenbildung mit ihrer Dezentralisation ist ein Schritt vom rechten Wege ab. Es droht die Gefahr einer Sektenbewegung an die Stelle der Klassenbewegung zu treten. Es droht die Vereinsspielerei und die Geheimnißkrämerei an die Stelle der kom-

---

Wasil Wasiliewitsch Wereschtschagin ist in Nowgorod geboren und noch nicht 40 Jahre alt. Von seinen zwei Brüdern ist der eine, angehender Maler, im russisch-türkischen Krieg gefallen. Wereschtschagin suchte ihn einen ganzen Tag lang unter den am Boden ausgestreckten Leichen — umsonst. Seinen zweiten Bruder, der in demselben Kriege verwundet worden, hatte er damals zu pflegen.

Seit der Beendigung des russisch-türkischen Krieges lebte er in Paris, ganz seiner Kunst, in unermüdlicher Arbeit, wofür die staunenswerthe Anzahl seiner Werke und die bewunderungswürdige Sorgfalt in deren Ausführung Zeugniß ablegen.

Nachdem er seine Kriegsbilder vollendet, brachte er sie nach Petersburg zur Ausstellung, wo sie das berechtigteste Aufsehen verursachten. Es heißt, Kaiser Alexander wollte sie sämmtlich ankaufen — um sie zu vernichten — setzt man hinzu.

Man bot ihm eine enorme Summe, aber Wereschtschagin verkaufte seine Bilder nicht.

Er selbst war es, der sie hierauf der Wiener Künstlergenossenschaft zur Ausstellung anbot; er fand nicht das gewünschte Entgegenkommen.

Man schrieb ihm, daß die Wiener dergleichen nicht liebten und daß Schlachtenbilder, und wären sie auch von einem noch so bedeutenden Künstler, niemals ein Publikum heranzuziehen vermöchten. Erst als Wereschtschagin erklärte, keinerlei Honorar für die Ausstellung seiner Bilder zu beanspruchen, und sich erbot, sämmtliche Kosten der Dekorirung, des Katalogs, ja sogar der Beleuchtung zu übernehmen, glaubte man den Versuch wagen zu dürfen.

Wereschtschagin kam nun selbst nach Wien, und nachdem er selbst für die würdige Inszenesetzung keine Mühe und keine Kosten gescheut, glaubte er sich berechtigt, auch seinerseits einige Bedingungen zu machen. Er verlangte die unentgeltliche Ausgabe der Kataloge, er wollte das Entree nur auf 10 Kreuzer veranschlagen und an Sonntagen sollte der Besuch ganz frei sein. Er sagte, er wollte das Volk heranziehen, den armen Mann wollte er in diesen Räumen sehen, nur seine Anerkennung werde ihn wahrhaft befriedigen. Er plante ferner, eine Militärmusikkapelle von 25 Mann zu engagiren, welche, ungesehen von den Besuchern, ihre kriegerischen Weisen ertönen lassen sollten.

Aber man wollte von diesen „Exzentrizitäten“ des phantasievollen Russen, der beiläufig gesagt, ein Crösus sein muß, nichts wissen. Man „befürchtete“ einen Massenandrang, man „befürchtete“ Ausschreitungen und Unglücksfälle, man sah schon das Künstlerhaus demolirt und die Bilder in Stücke zerrissen. Auch die das Volk exaltirende Militärmusik, ja selbst die unentgeltlichen Kataloge fand man inopportun, und man suchte dem Russen begreiflich zu machen, daß das nicht gehe, weil das noch niemals dagewesen, worüber der sich in ungeduldigem Zorn in den langen Bart fuhr, und meinte: aber wenn ihr nur immer das ausführen wollt, was schon dagewesen, da werdet ihr ja niemals vorwärts kommen. Man schloß endlich einen Kompromiß. Das gewöhnliche Entree von 50 Krzr. wurde auf 30 reduzirt, an zwei Sonntagen sogar auf 10 Kreuzer, der Katalog kostete 10 Kreuzer und statt der Militärmusik wurde ein Harmonium akzeptirt.

Wir wissen bereits, welchen sensationellen noch nie dagewesenen Erfolg diese Ausstellung in Wien mit sich gebracht.

Wereschtschagin ist inzwischen nach Paris zurückgekehrt. Im Umgange mit den hiesigen Künstlern und Journalisten gab er sich äußerst reservirt.*)

Er glaubt an den Fortschritt und erhofft die langsame und friedliche Entwicklung des Volkes; ein weiteres, weder politisches noch religiöses Bekenntniß hat er nicht abgelegt. Man sagt, er läugne auch jede Tendenz in seinen Bildern, er hätte die Wahrheit und nur die Wahrheit wiederzugeben versucht. Um so besser.

Aber mag er nun klug verschweigen oder mag er die Konsequenzen, von dem, was er gesehen und erlebt, nicht selber ziehen, und kann er, wie so viele Künstler, was ihm schöpferisch aufgegangen nicht philosophisch sich zurechtlegen; ist er in seiner Theorie sich noch nicht klar, in seinen Bildern pulsirt der Herzschlag unserer Zeit. Und die furchtbaren Schäden, an denen sie krankt, sein Genie hat sie für ewig an den Pranger gestellt.

Und — bezeichnend für unsere Zeit — nur weil er reich, mit außerordentlichen Glücksgütern versehen war, durfte er es wagen. Wäre er arm gewesen, wo hätte er die Mittel dafür gefunden? Jedes Ausstellungskomite hätte seine Gemälde zurückgewiesen, kein Buchhändler sie im Laden ausgestellt. Gezwungen, sein tägliches Brod zu verdienen, hätte er dem Geschmack des Tages, d. h. der Leute, welche heute Gemälde kaufen können, sich anpassen müssen! Und wenn es ihm so allmälig geglückt wäre, sein Genie noch zu Lebzeiten zur Geltung zu bringen, so wäre doch inzwischen seine Jugend, die Zeit, in der allein man das wagt, was er gethan, verstrichen gewesen, er hätte — wie so Viele — sich mäßigen gelernt. Wie viele eigenartige Genies gehen heute der Menschheit verloren, weil sie den Tagesgötzen nicht gefallen, heute, im vielgerühmten Zeitalter des Individualismus!

J. S.

Bei den Berliner Künstlern scheint Wereschtschagin nicht mehr Glück gehabt zu haben als bei den Wienern. Wenigstens deutet die Nachricht, daß er für den Monat Januar den Kroll'schen Saal zur Ausstellung seiner Bilder gemiethet habe, darauf hin. Hier könnte er nun nach seinem Ermessen die Einrichtungen treffen, aber Herr Madei wird ihm wohl einen Strich durch die Rechnung machen, wenn er die Ausstellung nicht überhaupt als „staatsgefährlich“ verbietet. Und es wäre nicht das Dümmste was er gethan.

Die Redaktion.

*) Bezeichnend ist auch, daß er, wie jüngst berichtet wurde, den Kaiser von Oesterreich, der seine Ausstellung besuchte, beim Herumführen beharrlich mit „Monsieur!“ anredete. Die Höflinge waren starr vor Entsetzen, Franz Joseph wußte nichts besseres, als gezwungen zu lachen, soll aber, als er die Ausstellung verließ, sehr „ungnädig“ gewesen sein. Ich weiß nicht, was man von diesen Bildern für Aufhebens macht, soll er gesagt haben, die Soldaten sehen ja darauf ganz reglementswidrig verlottert aus.

pakten Massenbewegung über uns hereinzubrechen. Weshalb? Weil viele Genossen die Geschichte der Arbeiterbewegung nicht kennen und deshalb die alten Fehler von Neuem begehen, weil sie die alten, längst erledigten Diskussionen wiederkäuen. Weil sie längst überwundene Standpunkte wieder zu den ihrigen machen und sich einbilden, wunder was Neues erdacht oder geleistet zu haben und zu erstreben.

„Der Feind, den wir am meisten hassen, der uns umlagert schwarz und dicht" — lebt nicht nur außerhalb der Partei, sondern er taucht hin und wieder gefahrdrohend innerhalb der Partei auf. Wohin der Weg, den viele Genossen jetzt wandeln wollen, führt, zeigt uns das überaus klägliche Bild des Leipziger Hochverrathsprozesses. Dieser Prozeß ist nicht nur eine Schmach für die deutsche Regierung, sondern auch für eine gewisse Parteitendenz."

Sehr richtig, setzen wir hinzu. Die Anarchisten sind nun aber Sektirer, und zwar — so sehr sie auch das Gegentheil betheuern — wie alle Sektirer autoritär. Denn nicht nur schreiben sie in der Gegenwart a priori für alle Verhältnisse die gleichen Verhaltungsmaßregeln vor — Abstinenzpolitik — sie schreiben auch der Zukunft vor, wie sie sich gestalten muß, während die Sozialisten längst die Ueberzeugung vertreten, daß auch die zukünftige Gesellschaft nichts Abgeschlossenes, ein für allemal Vollkommenes sein, sondern einen steten Entwickelungsprozeß durchzumachen haben wird. Ein Bündniß zwischen Anarchisten und Sozialisten ist daher ein unerträgliches, das eines schönen Tages in die Brüche gehen muß.

Unter den deutschen Genossen in Amerika, namentlich unter den ausgewanderten Ausgewiesenen, hat der Ausfall der Reichstagswahlen allgemeine Begeisterung hervorgerufen. Aus Philadelphia schreibt man uns: „Wir vermuthen hier, Bismarck werde den Reichstag auflösen und haben Alles vorbereitet, um auf die erste Kabeldepesche hin sofort Gelder zu sammeln zur Förderung des Kampfes unserer tapferen Freunde. Die „alten Bursche" aus Deutschland werden auch hier im Dienste der Partei eingreifen, daß Ihr Eure Freude daran haben sollt." — Ferner senden uns die dortigen Genossen 10 Dollars mit folgender Erklärung und Zweckbestimmung: „Gesammelt bei der Leichenfeier des im Wilkesbarre verunglückten Zigarrenmachers Bernh. Gietzel aus Stötteritz bei Leipzig, und zum ehrenden Andenken an denselben den Opfern der deutschen Gewaltherrschaft überwiesen, unter denen er als braver Parteigenosse viele Freunde hatte."

Parteigenossen! Vergeßt der Verfolgten und Gemaßregelten nicht!

Korrespondenzen.

— **Breslau,** 19. November. Die Wahlen sind vorüber, und die Genossen allerorts werden gewiß überrascht gewesen sein, daß wir hier im fernen Osten ein so glänzendes Resultat erzielten. Eine kurze Schilderung unseres Wahlkampfes wird daher sicher von Interesse sein. Vor der Wahl wurden die hiesigen bekannteren Parteigenossen von der Polizei so oft heimgesucht, daß ich nicht zu viel schreibe, wenn ich es auf ein Dutzend Mal pro Mann veranschlage. Diese „gütigen" Besuche haben die gegentheilige Wirkung hervorgebracht; jeder Behausuchte sagte sich: Nun erst recht. Die Hauptwahl fiel aus, wie wir es vorausgesehen hatten: Stichwahl mit „Fortschritt". Aber was für einen Fortschritt! Wenn es auch nirgends mit dem Muth der Fortschrittler weit her ist, so sind die Breslauer Fortschrittler zweifelsohne die feigsten dieser Spezies.

Vor der Hauptwahl wurden wir mit Handschuhen angefaßt oder todtgeschwiegen, die Zeit bis zur Stichwahl aber wurde von den Fortschrittlern benutzt, uns alles nur Mögliche und Unmögliche anzuhängen. Das Perfideste war das Drohen mit dem „Kleinen", wenn Sozialdemokraten gewählt werden sollten. Dieser Gemeinheit traten wir mit einem Flugblättchen „Bange machen gilt nicht!" entgegen, und zwar am Tage vor der Wahl, wir spielten eben unsern besten Trumpf aus.

In diesem Flugblatt heißt es:

„Von der fortschrittlichen „Morgen-Zeitung" wird in heuchlerischer Weise fortwährend mit dem Belagerungszustand gedroht, der über Breslau verhängt werden würde, wenn bei der Wahl am 7. d. M. die Sozialdemokraten siegten.

Die Herren Fortschrittler müssen sehr wenig Verständniß von politischen Dingen haben, wenn sie das behaupten. Vor den Wahlen hätte der Belagerungszustand in so weit Sinn gehabt, um vielleicht sozialdemokratische Wahlen zu verhindern, nach den Wahlen hat der Belagerungszustand keinerlei Bedeutung mehr, und schon deshalb wird die Regierung Anstand nehmen, eine derartige harte Maßregel zu verhängen.

Es ist also einel fortschrittlicher Schwindel, das Märchen vom Belagerungszustand! Schämen aber sollten sich diese „Freiheitshelden", auf die Furcht der Wähler zu spekuliren. Und das nennt sich Fortschritt!

Bange machen gilt nicht!

Die Wahl ist geheim und nur eine Memme läßt sich von der alten Klatschbase, „Morgen-Zeitung" genannt, einschüchtern."

Dieses Flugblatt that seine Schuldigkeit, in allen Wirthschaften riß sich die Leute darum, und selbst Gegner sprachen ihre Genugthuung über diese Abfertigung aus. Am Tage der Stichwahl wurden die Wahllokale mit unserer zum großen Theil jungen Garde besetzt; alles ging in der vortrefflichsten Ordnung von statten, unsere Jugend hat sich mustergiltig benommen. Die älteren, bekannteren Genossen entwickelten am Nachmittag eine fieberhafte Thätigkeit, wie sie in Breslau noch nicht dagewesen ist, da war kein Bau, keine Werkstatt, keine Wirthschaft, wo nicht unsere flinken und muthigen Freunde die säumigen Wähler heran holten. Der Lohn dafür blieb auch nicht aus; nach solcher Thätigkeit mußten wir siegen. Und wir siegten trotz fortschrittlich-ultramontaner Koalition!

Die fortschrittlichen Blätter beschönigen ihre Niederlage damit, daß sie schreiben, die Konservativen hätten uns unterstützt. Das ist erlogen. Bei uns liegen die Verhältnisse genau so wie in Berlin, die christlich-sozialen Judenhetzer haben eine Anzahl Leute, die früher für uns stimmten, für sich gewonnen, diese kehrten aber in der Stichwahl wieder zu uns zurück, denn sie sind nicht konservativ und werden nie konservativ werden, sie sind eben lediglich Judenfresser. Die Wahlschlacht wurde, und dieses beweist die vermehrte Stimmabgabe in den Arbeiterbezirken, durch unsere Reserve entschieden. Unser Sieg ist ein Proletariersieg.

Jetzt soll es unsere Aufgabe sein, die Reserve heranzuziehen, damit sie das nächste Mal, mit dem Gros vereint, ohne Stichwahl siegt.

Finke.

— **Mainz,** 11. November. An Stelle der Aufregung und ununterbrochenen Arbeit ist nun eine Ruhepause, der wir Alle nach dem heftigen Wahlkampfe bedürfen, eingetreten.

Wir haben einen harten Kampf hinter uns, aber wir dürfen sagen, daß wir den Sieg, den wir errungen, redlich verdient haben. Wir haben nicht bis zum letzten Augenblick gewartet, sondern uns rechtzeitig gerüstet, am 16. Oktober konnte die Partei des arbeitenden Volkes wohlorganisirt in die Arena treten. Die Stadtverordnetenversammlung hatte uns zum 16. Oktober, den vereinigten Liberalen zum 24. Oktober, den im ehemals kurfürstlichen Schlosse gelegenen Akademiesaal bewilligt. Große Plakate verkündeten Tags vorher die Tagesordnung und den Referenten, den Kandidaten der Sozialdemokraten, Wilhelm Liebknecht.

Lange vor Eröffnung der Versammlung war der geräumige Saal, der 4000 Personen faßt, derart überfüllt, daß Tausende wieder umkehren mußten. Als unser Kandidat auf der Bühne erschien, empfing ihn die Menge in wahrhaft großartiger, begeisterter Weise. Ruhig und würdig, von häufigen Beifallsbezeugungen unterbrochen, war der Vortrag, dem die Zuhörer mit gespanntester Aufmerksamkeit lauschten. Auf eine Wiedergabe im Parteiorgan muß ich leider mit Rücksicht auf den Raum desselben verzichten.

Diese Versammlung war ein Hauptschlag gegen die Gegner und brachte uns einen großen Schritt vorwärts. Ein gegen Liebknecht auftretender Gymnasiallehrer machte sich dermaßen lächerlich, daß die Zeitungen aller Parteien ihn von sich abzuschütteln suchten. Nach dieser großen Versammlung kamen die Gegner mit einigen kleineren Versammlungen an Wochentagen und Sonntags mit der größeren im Akademiesaal.

In allen Versammlungen, selbst in der, welche die Ultramontanen im „Frankfurter Hof" abhielten, beherrschten die Sozialisten die Situation, und Genosse Leyendecker sprach in allen Versammlungen unter großem Beifall. Die Gegner konnten kein Hoch auf ihre Kandidaten ausbringen, weil die Hochs auf Liebknecht so kräftig von der Masse ausgebracht wurden, daß alle anderen verstummen mußten.

Nach einem sich solchermaßen entwickelten Wahlkampf sah man mit größter Spannung dem Wahltage entgegen, der auch in der That unsere Erwartungen noch übertraf. Am 30. Juli 1878 noch die kleinste Partei und am 27. Oktober 1881 die größte, das war wahrhaft überraschend. Der Jubel, der Abends in den Lokalitäten, wo das Wahlbureau seinen Sitz aufgeschlagen hatte, herrschte, läßt sich nicht schildern. Die Sozialdemokraten hatten sich auf dem Kampfplatz behauptet und mußten nun sich zur zweiten Schlacht rüsten um den Sieg an die Fahne der wahren Partei des Volkes zu heften.

Mit einer fieberhaften Thätigkeit ging's weiter an die Agitation und: „Wer wird den Sieg erringen?" war in Aller Munde.

Nur wenige Tage waren uns zur Agitation gelassen, bereits am 5. November war die Stichwahl, sie wurden daher von beiden Parteien nach Kräften ausgenützt, denn es handelte sich um Sein oder Nichtsein. Die Gegner ließen die gröbsten Schmähschriften, die sich denken lassen, gegen uns los, aber Alles war vergebens, der 5. November war ein Tag des Sieges für die Sache des Volkes, alle Verleumdungen wurden durch das Urtheil der Wähler zu Schanden und Abends 9 Uhr konnte der Telegraph nach allen Richtungen hin unseren Sieg verkünden.

Die Mainlinie war überschritten, der erste Sitz in Süddeutschland erobert. Alle Mühen und Opfer hatten sich reichlich gelohnt, und Freude herrschte, wo nur Arbeiter zusammenkamen. Die Gegner waren niedergeworfen, die Burg der Liberalen gesprengt und ihr Hochmuth gründlich gestraft. Sache der Arbeiter ist es nun, die eroberte Position zu behaupten und zu befestigen.

F. F.

* * *

Nachschrift. Als ich meine Korrespondenz vom 11. November schrieb, da ahnte ich nicht, daß die Schlußaufforderung so bald auf eine unmittelbare Probe Anwendung haben sollte. Genosse Liebknecht hat in Offenbach annehmen müssen, so daß wir auf's Neue den Kampf aufzunehmen haben. Nun, wir werden unsere Schuldigkeit thun und Alles aufbieten, unsern durch schmachvolle Koalitionen in Dresden und durch feige Manöver in Berlin unterlegenen Genossen Bebel in den Reichstag zu bringen, damit der tapfere Volksmann in gewohnter Weise den Gegnern die Wahrheit sagen kann. Bebel hat die Kandidatur angenommen und schon haben wir ein Flugblatt, in welchem Liebknecht die Gründe seiner Mandatsniederlegung entwickelt und die Wahl Bebel's empfiehlt, verbreitet. Der Kampf wird heiß werden und große Opfer erfordern, lassen uns aber die Genossen mit der Munition nicht im Stich, so denken wir den Sieg doch zu erringen. Immer muthig voran, das ist unsere Parole.

— **Von der österreichischen Grenze.** In Höchst (Vorarlberg) betrieb Genosse Brunner von da ein kleines Schuhmachergeschäft und nebenbei suchte er, wie rechte Genossen immer sollten, unsern Prinzipien einigermaßen Eingang zu verschaffen. Das machte die noch geistig beschränkte Bevölkerung wohl etwas aufmerksam auf ihn. Und da dann und wann Jemand eine sozialistische Zeitung per Post erhielt, lenkte sich der Verdacht bald auf unseren Genossen, daß er der Absender derselben sei. Da ward denn im März d. J. eine Anzahl Briefe von der Polizei beschlagnahmt, welche Nummern der „Arbeiterstimme" enthielten, worin ein Artikel über die Hinrichtung des russischen Zaren zu lesen. Brunner wurde verhaftet, seine Handschrift auf den Kouverts festgestellt und er der Verbreitung hochverrätherischer Schriften bezichtigt. Er erklärte zwar, den Inhalt der Briefe nicht gekannt zu haben, da sie ihm von seinem Freunde, Steinmetz R. in St. Margarethen, zur Versendung übergeben worden seien, was Letzterer auch brieflich dem Gericht in Feldkirch, sowie dem Vorsteher in Höchst persönlich erklärte. Aber man fand bei der Haussuchung in Brunner's Wohnung einige leere, den zur Verpackung der Zeitungen verwendeten analoge Kouverts und das war verdächtig, doch aber wohl nicht genügend, ihn zu überweisen. Man untersuchte das Ufer des Rheines nach einer Furth, indem man wahrscheinlich eine ganze Verschwörung oder sonst etwas Grauses witterte, forschte nach Brunner's Verbindungen in der Schweiz und da die schweizerischen Behörden zu Anklagen, wie die gegen Brunner, nicht so leicht hilfreiche Hand bieten, griff man zu einem Vorwand, der bald gefunden war.

Da hatte an Brunner ein Freund geschrieben, daß Einige wieder von Trauben in Weinbergen genascht, gleich wie 1877, wo sich Brunner an einer solchen Nascherei betheiligt habe. Brunner's Meister in Chur wurde vernommen (Rüegg ist des —werthen Name), dessen Geschäft der Angeklagte vor einiger Zeit hatte kaufen sollen, das er aber, aufgeklärt von den Kollegen im dasigen deutschen Verein, sich nicht aufschwatzen ließ. Der Mann sagte aus, daß Brunner früher, als er noch im katholischen Gesellenverein Mitglied gewesen sei, ein solider und fleißiger Arbeiter war, sich aber habe vom Steinmetz R. verführen lassen, Mitglied des sozialistischen Tendenzen huldigenden deutschen Vereins zu werden, als welches er mehr denn sonst in den Wirthschaften sich herumgedrückt und nicht mehr mit dem früheren Fleiß gearbeitet habe. Die Wahrheit ist, daß Brunner heute noch als sehr solider, ja von Manchen sogar als „geiziger" Mensch in Chur genannt wird; daß er schon Aemter im katholischen Gesellenverein der damals darin zu Tage tretenden Immoral wegen verließ. Daß Brunner einem Verein den Rücken kehrte, der (vom Churer „Volksfreund") öffentlich der Zotenreißerei sich beschuldigen lassen mußte, macht ihn erst des Sozialismus werth! Daß aber Blätter den (selbst vom Vertheidiger vor Gericht „lächerlich unbedeutend" genannten) Jugendstreich mit Brunner's Parteimitgliedschaft in Verbindung brachten, zeigt nur die Sucht, den Sozialisten Eins anzuhängen — denn die Nascherei fand 1877 statt, Brunner aber trat erst 1879 in den deutschen Verein. Kurz, Brunner wurde, nachdem er länger als ein halbes Jahr in Untersuchungs„haft" gesessen, in welcher er derart hungerte, daß er Unterstützung von Außen in Anspruch nehmen mußte, am 27. September zu sechs Monaten schweren Kerker verurtheilt. Fiat justitia! Brunner aber sagte den Richtern: „Ich bin Sozialist und bleibe Sozialist!

Pm.

— **Zürich.** Wie im vorigen Jahre, so wird auch heuer seitens der hiesigen deutschen Parteimitgliedschaft am ersten Weihnachtsfeiertage (im Saale des Theaterfoyer) eine Abendunterhaltung arrangirt, mit welcher ein Gabenverloosung zu Gunsten des deutschen Unterstützungsfonds verbunden ist. Der unterzeichnete Lokalausschuß wendet sich daher an die bewährte Opferwilligkeit der hiesigen Genossen und deren Frauen mit der Bitte, durch Schenkung von Verloosungsgegenständen es zu ermöglichen, daß auch diesmal wieder den Familien unserer gemaßregelten deutschen Genossen ein erkleckliches Sümmchen zur Steuerung ihrer drückendsten Noth zugewendet werden kann. Gedenkt der armen Wittwe und der vier kleinen Kinder unseres von den Dresdener Polizeischergen in den Tod getriebenen Genossen Büttner! Gedenkt der Hunderte von Opfern despotischer Willkür! Gaben sind an J. Kappes, Schneidergenossenschaft, Kuttelgasse 3, und L. Tauscher, Schweiz. Vereinsbuchdruckerei Hottingen, einzusenden.

Der Lokalausschuß
der deutschen Parteimitgliedschaft Zürich.

Sprechsaal.

Erklärung.

Von befreundeter Seite wird mir die Nr. 47 der „Freiheit" zugesandt, aus der ich ersehe, daß die Abreise des aus Hamburg-Altona und jetzt auch aus Harburg ausgewiesenen Genossen H. Garve nach Amerika der Verleumdungsfippe, welche sich um das obenbenannte Schmutzblatt gruppirt, wieder willkommene Gelegenheit geboten hat, auch diesen allgemein geachteten und bewährten Genossen mit Jauche zu begießen.

Garve soll nämlich unter Mitnahme von Mk. 4900. —, welche der Hamburger Genossenschaftsbuchdruckerei gehörten, heimlich abgereist sein. Die Herren von der „Freiheit" empfehlen deshalb den amerikanischen Genossen, den „Lumpen Garve", wenn er drüben auftauchen sollte, seinem „Schurkenstreich gemäß" zu behandeln.

Wie „heimlich" Garve von Hamburg nach Amerika abgereist ist, das mag der Umstand zeigen, daß derselbe in der Hamburger „Bürgerzeitg." in einer Annonce öffentlich Abschied von seinen Freunden nahm, von denen mehrere hunderte am Bord des Schiffes erschienen, um den ebenso anspruchslosen als unermüdlichen Genossen, der Jahre lang Beitragsammler der Parteimitgliedschaft war und später den Posten des Kassiers der Hamburger Genossenschaft übernahm, zum letzten Male die Hand zu drücken.

Wie unbedingtes Vertrauen gerade Garve bei den Hamburger Genossen — und zwar mit vollem Recht — genoß, mag auch der Umstand zeigen, daß derselbe trotz aller Kämpfe, die gerade in dieser Körperschaft ausgekämpft wurden, bei allen Wahlen in der Genossenschaftsbuchdruckerei fast einstimmig zum Kassier wiedergewählt wurde. Auch nicht einmal wurde auch nur der Versuch gemacht, ihm einen Gegenkandidaten entgegen zu stellen. Garve war Mitglied des Vorstands der Genossenschaft und als solcher auch Liquidator derselben; seit seiner Ausweisung aus Hamburg aber hat derselbe die Kasse abgegeben. Die Geschichte von der Unterschlagung von Genossenschaftsgeldern seitens Garve ist also eine infame Lüge, deren eben nur Buben vom Schlage der Redaktion der „Freiheit" und ihrer Korrespondenten fähig sind.

Was aber von den Angaben über Garve gilt, das gilt auch für die im selben Artikel der „Freiheit" aufgeführte Behauptung, daß Genosse Brasch, die Gebrüder Kapell und der Unterzeichnete je Mk. 2000 Genossenschaftsgelder in Händen haben, sich aber weigerten, dieselben herauszugeben. Ebenso erlogen ist die Behauptung, daß die Genossen Reimer, Walther und Brückmann etwas anderes wie alle übrigen ausgewiesenen Genossen erhalten haben und daß sie die Verpflichtung eingegangen wären, das Empfangene wieder zurückzuerstatten.

Die genannten drei Genossen haben genau dieselbe Summe aus dem zur Unterstützung der Ausgewiesenen von den Hamburg-Altonaer Genossen gesammelten Fond erhalten, die alle übrigen nach Amerika ausgewanderten Genossen empfangen haben.

Zum Schlusse noch ein paar Worte in einer anderen Angelegenheit. Im Leitartikel derselben Nummer der „Freiheit" wird gesagt, daß Hartmann und Auer seinerzeit „in Aussicht stellten, auf die Regierungspläne einzugehen", sich „gewinnen" zu lassen. Herrn Hartmann's Sache zu führen, ist hier nicht meine Aufgabe. Ich habe mich schon vor beinahe zwei Jahren geweigert, ihm bei der Wahl meine Stimme zu geben, weil ich überzeugt war, daß er nicht mehr zu uns gehört und daß es ihm nur an Muth gebricht, dieser Ueberzeugung öffentlich Ausdruck zu geben. Als er endlich den Muth fand und vor dem Polizeisenator Dr. Kunhard mit der Erklärung, daß er nichts mehr mit der Partei gemein habe, um Zurücknahme seiner Ausweisung bat, da war es zu spät. Der Polizeigewaltige von Hamburg antwortete ihm sehr richtig: „Das hätten Sie früher sagen und sich nicht wählen lassen müssen."

Was aber meine Person betrifft, so mögen die Herren von der „Freiheit" nur beruhigt sein, ich lasse mich von der preußischen Polizei weder gewinnen noch düpiren, wie dies den „Freiheits"-Helden nun schon so oft passirt ist.

Schwerin i. M., 24. November 1881. J. Auer.

Briefkasten

der Redaktion. Eine ganze Anzahl von Einsendungen mußte wegen Raummangels bis zur nächsten Nummer zurückgelegt werden. — Genossen in Rhm. Wir brauchen Euch wohl nicht erst zu sagen, daß wir Euch prinzipiell zustimmen und L.'s Verhalten, nach Eurer Darstellung, entschieden mißbilligen; dagegen werdet Ihr es uns nicht verdenken, wenn wir nicht auf eigene Faust Eure Einsendung veröffentlichen wollen. Es muß doch erst L. gehört werden, und wäre es vielleicht am besten, wenn gleichzeitig mit Eurer Einsendung eine Euch Genüge leistende Erklärung von L. zum Abdruck käme.

der Expedition. Rother Bayer: Warum nicht gar? Wechseln Sie nur mit dem Orte der Aufgabe und erinnern Sie sich Ihres verlassenen Quartiers. — E. B. E.: Mk. 2,— f. Schft. u. Mk. 1,— für d. Wbs. verwendet. Bew. Addr. ist vollauf genügend. Kein Ueberfluß vorhanden. — S. E. Paris: Fr. 6,50 f. Ab. 3. u. 4. Qu. u. Schft. erh. Sdg. mit 48 fort. — M. G. Paris: Fr. 5,— Ab. 4. Qu. 81 u. 1. Qu. 82 erh. Fr. 2,— werden später im Usds. quittirt. Weiteres dkd. benützt. Addr. lautet Herter, nicht Hetter! — Dornbusch Philad.: Fr.: 51,80 (10 Dlr. „zu Gietzel's Andenken ges.") dkd. erh. Fdsquittg. später. Bfl. am 28/11 mehr. — H. Nitzsche N. Y.: Fr. 103,00 à Cto. erh. — N. H. K.: Mk. 3,— Ab. 4. Qu. erh. — C. M. B.: Mk. 5,— dem Usds. dkd. zugew. — T. v. Main: Fr. 7,50 Ab. 4. Qu. 81 und 1. Qu. 82 erh. Wo stecken denn die „Andern"!? — E. J. M. Dtsch.: Mk. 3,— Ab. 4. Qu. erh. Wird nichts so heiß gegessen, wie es gekocht ist. — Reichsmaulwurf: Alles vorgem. und den Spitzel geeigneten Orts entsprechend empfohlen. — H. Hgr. St.: Bf. v. 22/11 erh. Zugef. bestimmtest erwartet. — Die Getreuen: Nachr. v. 23/11 dkd. erh. u. beachtet. — J. Strauß N. Y.: folgen drei mehr. „Schl. Wg." im Einzelband schwerl. zu schaffen. Hier nicht. Wenden Sie sich dorten an deutsch. Antiquar oder Buchhdlr. — W. Bnó. Paris: Fr. 4,— f. d. Wbs. u. d. Rbdls. dkd. erh. — Felix: Mk. 45,— pr. Ab. Cto. u. Schft. gutgebr. desgl. Mk. 2,90 Berl. Gruß! — A. H. Adlfg.: Fr. 2,— f. Mt. dkd. verwendet. — F. E. M. i. B.: Mk. 5,— Ab. u. Schft. erh. Immer vorwärts! — Brutus: öwst. 5,— pr. Flgsds. benützt. Sdg. mit 50 abgeg. Noch 1 Expl. geht doch regelmäßig an A. F. Z. — Columbus: Mk. 15,— u. Mk. 52,— haben Ihrem Ab.- u. Schft.-Cto. pr. Wsds.-Verlag gutgebr., desgl. Ihre Berl. pr. 33—45 mit Mk. 24,— rund. — U. a/d.: Mk. 8,— u. J. C. i. A. Mk. 4,— durch Freundeshand für Wsds. dkd. erh. — Rother Franz: Fr. 3,— d. Wsds. dkd. zugew. R. W. 2c. abgeg. Warum sonst so lange Pause!? — Cylinderfritze: Mk. 18,— à Cto. Ab. erh. Was für „neue" Addr. sollen denn außer der Ihrigen in unserer Hand sein? — Lucius: Mitthlg. vom 18. d. (Postst. 23.) am 26. erh. Inhalt vorgemerkt. Baldigst Regulirung unerläßlich! — (—i:) d. W. fl. 1.70 Ab. 4. Qu. für Bal. erh. Bei 3 Addr. keine Straße mitgeth. Wie soll man da Straßen angeben können? — Schreck: Bf. v. 22. erst am 29. erh. Ob Zwischenhand unpünktlich, wissen wir nicht. Antwo. sofort abgesendet. — Or ∠: Bf. v. 28./11. mit Addr. erh. und am 30./11. erwiedert. — Kommerzrth.: Mk. 5.— pr. Ab. 4. Qu. R. u. Usds. verwendet. — Gen. Paris: Fr. 25.— d. Usds. dkd. zugew. — Seele: Nachr. v. 23., 24. u. 26./11. erh. Letztere unleserlich. Photgr. folgen. Zugesagtes dringend erwartet. — Rich. Stieber: Fr. 64.36 nach Vorschrift verwendet. Bfl. mehr. — Dtsch. S. Wthur.: Fr. 14.25 erh. Fdsquittg. später. — R. L. Riesb.: Fr. 2.55 Ab. 4 Mt. gutgebr. — Ph. A. Nuzwl.: Fr. 2.— f. M. dkd. verwend. — New-Y. Zeitung.: Fr. 1174.73, worunter Doll. 64.—, gef. durch Berggren v. Str. u. Stors. Cigarb., erh. und nach Vorschr. dkd. verwendet. — G. M. u. Gen.: Mk. 6.10 pr. Ab. 4. Qu. u. Agsds. dkd. verw. — Agricola: d. W. fl. 6.— à Cto. erh. Auszug 2c. brfl. — Bumbum: Wenn man den Pintsch auf den Schwanz tritt, — heult er! —

Zur Beachtung!

London Comm. Arbeiter-Bildungs-Verein
49 Tottenham Street. Tottenham Court Road.

Die Wirthschaft des Vereins ist geöffnet von Morgens 9 bis Nachts 12 Uhr. Wir ersuchen die reisenden Genossen auf unsere Adresse zu achten.

Der Vorstand.

Schweiz. Vereinsbuchdruckerei Hottingen-Zürich